

Überstürzter Abschied aus Moskau

Violinist Alexei Aigui verließ wegen des Krieges seine Heimat – Mit seinem Freund Dietmar Bonnen spielt er im Loft

VON HORST PETER KOLL

Die Freundschaft von Alexei Aigui und Dietmar Bonnen begann 1994 in Moskau. Das Goethe-Institut hatte Bonnen, den weltoffenen Meister des Mit- und Gegeneinanders unterschiedlichster Musik- und Klangformen, mit seiner legendären Avantgarde-Rock-Band Fleisch auf Tournee durch die russische Hauptstadt geschickt. „Ich saß mit anderen Musikern in einem Restaurant“, erinnert sich Aigui. „Dietmar saß mir zufällig am Tisch gegenüber. Als er erfuhr, dass ich Geiger war, lud er mich ein, am Konzert teilzunehmen. Ich war noch Anfänger und freute mich sehr.“

Zwar stand Aigui erst am Beginn seiner professionellen Laufbahn, ein Anfänger war er aber gewiss nicht, vielmehr längst ein vorzüglicher Violinist. Seitdem spielen er und Bonnen zusammen, oft im Duo, ebenso im Russian-German Composers Quartet oder auch in Bonnens Ensemble de Plainte. Es entstanden mehrere Duo-Alben, das erste mit kammermusikalischen Versionen der Musik von Jimi Hendrix, spätere mit Musik von Frank Zappa und Kurt Weill.

Tiefe Verbundenheit

Bis heute haben die tiefe Verbundenheit und das kreative Miteinander der beiden nichts an Intensität eingebüßt, eher im Gegenteil. Mit Beginn des Ukraine-Kriegs 2022 verließ Aigui mit seiner Familie Russland – er habe einfach nicht in Moskau bleiben können: „Wir reisten ab, ohne zu wissen, wie es weitergehen soll. Dietmar war sehr besorgt um meine Familie und verfolgte unsere Bewegungen in der Welt, nachdem der Krieg begonnen hatte. Das hat mich sehr unterstützt.“

Inmitten des nervenzehrenden Ausharrens kam Aigui zu einem Konzert nach Köln: Auf der Cologne Jazzweek 2022 vertonten er, Bonnen und Klarinetist Lothar Burghaus live drei Scherenschnittfilme von Lotte Reiniger und spielten Hendrix, Zappa und Weill – so frisch, inspirierend und scheinbar unbekümmert, als gäbe es die politische Realität nicht. Aigui: „Damals gab es für mich fast keine Hoffnung, es fühlte sich an, als ob das alte Leben vorbei wäre. Ich hatte noch einen großen Auftrag für einen Abenteuer-Familienfilm, den ich zu Ende bringen musste. Ich komponierte lustige und peppige Themen, während ich mit einem kleinen Computer und



Alexei Aigui (l.) und Dietmar Bonnen
Foto: Peter Hölischer

„Ich vermisse meine Wohnung, meine Geige, die ich nicht mitnehmen konnte. Nicht aber Moskau.“

Alexei Aigui

einem Keyboard in der Wohnung eines Freundes in Montenegro saß, wo wir drei Monate lang auf die Visa für meine Familie warteten.“

Als Aigui Moskau verließ, war er durchaus ein Star. Als Geigen-Virtuose, Komponist, Dirigent und Ensemble-Leiter gab er umjubelte Konzerte, wurde mit Preisen bedacht, besonders für seine Filmpartituren, für die er den Nika Award, das russische Äquivalent zum Oscar, den Golden Eagle Award sowie den Preis der russischen Filmkritikergilde erhielt. Am Moskauer Konservatorium dirigierte er die Werke des ersten russischen Jazz-Avantgardisten Sergej Kurjochin, bereits 1994 gründete er sein Ensemble 4'33", benannt nach der Komposition von John Cage, das erstmals in Russland Werke von La Monte Young, Toru Takemitsu, Morton Feldman und Terry Riley spielte. Anders als bei seinen klangvollen, warmen und zutiefst empathischen Filmkompositionen zeigte sich Aigui hier als Meister minimalistischer Klangkunst.

In Montenegro wartete er auf die Weiterreise nach Frankreich. Auch

dort hatte er bereits vorzügliche Filmmusik komponiert, für Pascal Bonitzer, Raoul Peck und Hirokazu Kore-eda, dessen Spielfilm „La Vérité – Leben und lügen lassen“ (2019) mit Cathérine Deneuve, Juliette Binoche und Ethan Hawke er durch einen feinfühlig-subtilen Score bereicherte. Mit Peck verbindet Aigui ebenfalls eine vertrauensvolle Zusammenarbeit. Pecks Doku-Essay „I Am Not Your Negro“ (2016) über James Baldwin unterlegte er mit raffinierten Jazz-Riffs im Stil von Miles Davis' „Jack Johnson“, die nahezu zeitgleich vertonte Filmbiografie „Der junge Karl Marx“ (2016) bekam einen symphonischen Score, reich an Klangfarben. Mit „Rottet die Bestien aus“ (2021) und „Silver Dollar Road“ (2023) intensivierte Peck und Aigui ihre Auseinandersetzung mit afroamerikanischer Geschichte, mit respektvollen Blues-Jazz-Referenzen drang Aigui tief in

zerrissene kulturelle Wurzeln vor. Inzwischen lebt und arbeitet er in Frankreich, begleitet von seinen Erinnerungen: „Ich habe das Gefühl, dass das Leben im Allgemeinen stehen geblieben ist. Ich vermisse meine Band, die Musiker des Ensembles 4'33", meine Wohnung, die ich abgeschlossen und verlassen habe, meine Geige, die ich nicht mitnehmen konnte. Die Geige, die ich seit über 35 Jahren spielte. Die verschiedenen Säle, in denen wir auftraten, das Publikum, das wir hatten, Freunde und Familie. Nicht aber Moskau.“

Bonnen ergänzt: „Unabhängig von der humanitären Katastrophe des Krieges mit seinen weltweiten Konsequenzen gibt es auch Auswirkungen im Mikrokosmos. Über die Jahrzehnte habe ich mindestens einmal im Jahr in Russland an verschiedensten musikalischen Projekten gearbeitet: Konzerten, Produktionen, Aufnahmen für Filmmusiken, Master Classes am Konservatorium. Dabei sind viele langandauernde Kollaborationen und Freundschaften entstanden, die heute nur sehr schwer aufrechtzuerhalten sind.“

Zum Jubiläum kehren Aigui und Bonnen zusammen mit Lothar Burghaus ins Loft zurück. „Ich glaube nicht“, meint Aigui, „dass sich die Politik direkt auf unser Programm auswirkt. Aber jetzt lebt der Krieg in mir, und es ist schwierig, ihn zu abstrahieren.“ Das Programm enthält neue Arrangements, Eigenkompositionen und Highlights der gemeinsamen Jahre, Zappa, Weill, Hendrix, vielleicht ja auch Aiguis grandiose Komposition „Fragile Happiness“. Sie entstand für den Spielfilm „Wildes Feld“ (2008) von Mikheil Kalatozishvili, eine bewegende, ebenso von Trauer wie tiefer Hoffnung getränkte Streichermusik, eben ein „zerbrechliches Glück“. Was nun gewiss auch auf Alexei Aigui zutrifft.

Konzert: „Aigui/Bonnen wird 30!“ im Loft, Mittwoch, 6. März, 20 Uhr.
www.loftkoeln.de

Dramatiker Edward Bond gestorben

Der britische Dramatiker Edward Bond ist im Alter von 89 Jahren gestorben. Im Laufe seiner Karriere hat Bond rund 50 Theaterstücke geschrieben, darunter „Gerettet“ (im Original „Saved“), das bei seiner Premiere 1965 wegen der Gewaltszenen eine Kontroverse ausgelöst hatte. Das Stück erzählte von schwierigen sozialen Verhältnissen in London und provozierte mit einer Szene, in der Jugendliche ein Baby im Kinderwagen steinigten, einen der größten Skandale der britischen Theatergeschichte. Zu den Verfechtern des Stücks gehörte damals der Schauspieler und Regisseur Laurence Olivier. „Gerettet“ sei kein Theaterstück für Kinder, sondern für Erwachsene. „Und die Erwachsenen in diesem Land sollten den Mut haben, sich das anzusehen.“

Dem Stück wird zugeschrieben, zur Abschaffung der britischen Theaterzensur im Jahr 1968 beigetragen zu haben. In Deutschland wurde es von Theaterregisseur Peter Stein an den Münchner Kammerspielen inszeniert. Bond war 1934 in London geboren worden, seine frühen Kriegserfahrungen haben seine Arbeiten beeinflusst. Er verfasste auch Stücke wie „Lear“ und „The Sea“ („Die See“) und wirkte an etlichen Drehbüchern mit, darunter an Volker Schlöndorffs „Michael Kohlhaas – der Rebell“. (dpa)

Likes und Dislikes statt Differenzierung

Ein Stück in der Kölner Orangerie zeigt, wie der schnelle Diskurs uns im Alltag überfordert

VON NORBERT RAFFELSIEFEN

„Was ist politisches Theater, was ist Politik im Theater?“, fragt in der Kölner Orangerie die Kölner Gruppe c.t. 201 das Publikum und lässt es im Stück mit dem programmatischen Titel „Politisches Theater – Eine Tragödie“ erstmalig mit diesen Fragen alleine. Der auf 40 Teilnehmer begrenzte Saal bekommt zum Auftakt Zitate zum politischen Theater im Schnelldurchlauf als Video zu sehen.

Dann ist man selber gefordert, denn die zweite Staffel an Texttafeln gilt es, mal als Chor, mal in Kleingruppen mitzusprechen. Zwei Entscheidungskarten, die jeder wahlweise hochhalten kann, befeuern diesen Mitmachteil, der einen etwas gestresst zurücklässt, weil auch der Wechsel der Wahlmöglichkeiten im rasanten Tempo vorangetrieben wird.

Alltägliche Überforderung

Es ist ein ebenso ungewöhnliches wie launiges Warm-up, das auf ganz direkte Art und Weise die alltägliche Überforderung des Einzelnen im sich immer schneller bewegenden politischen Diskurs veranschaulicht, wo Statements in Social-Media-Portalen, die mit Likes oder Dislikes abgewunken werden, oftmals eine differenzierte Diskussion er-

setzen. Erst danach geben sich mit Tim Mrosek und Manuel Moser die beiden Hauptakteure des Abends die Ehre und das Publikum wechselt vom klassischen Zuschauerraum in den vorderen Teil der Orangerie, wo ein großes Quadrat den Bühnen-

raum in eine Agora verwandelt. In der zweiten Runde gilt es nun in fünfköpfigen zusammengewürfelten Gruppen, in kurzer Zeit konkrete Projekte auszuarbeiten, die als Performance nach außen getragen werden könnten. Die Frage nach der Re-

levanz von politischem Theater jenseits einer mehr oder weniger homogenen Publikumsblase kann hier zumindest im theoretischen Selbstversuch erkundet werden. Allerdings bleibt keine Zeit, um die verschiedenen Ansätze im Plenum vorzutragen.

Im Meta-Gewitter

Nach so viel reger Publikumsbeteiligung, darf im abschließenden Teil klassisch rezipiert werden, wenn erst Tim Mrosek an der E-Gitarre mit einer pointierten Überschreibung des Billy-Joel-Songs „We Didn't Start the Fire“ und im Anschluss Manuel Moser mit einer nachdenklichen Polit-Rede Theaterversionen auf die politische Wirklichkeit treffen lassen. Wie in der klassischen Late-Night-Show-Dramaturgie gibt Tim Mrosek zu Manuel Mosers Performance Kommentare ab oder dient als Ansprechpartner für mehr oder weniger rhetorische Fragen. Was bleibt ist ein unterhaltsamer, vollgepackter, immersiver Theaterabend, dem allerdings mitunter droht, sich im Meta-Gewitter der verschiedenen Facetten des politischen Theaters zu zerfransen.

„Politisches Theater – eine Tragödie“. Orangerie Theater, 7. bis 9. März, 20 Uhr, 10. März, 18 Uhr.
www.orangerie-theater.de



Manuel Moser und Tim Mrosek

Foto: Ingo Solms

Ehrenpreis für Intendant Bachmann

Sevgi Demirkaya wird vom Kölner Kulturrat als Kulturmanagerin des Jahres ausgezeichnet

Der Ehrenpreis des Kölner Kulturpreises geht in diesem Jahr an Stefan Bachmann, den scheidenden Intendanten des Kölner Schauspiels. Auch die „Kulturmanagerin des Jahres 2023“ hat die unabhängige Jury des Kölner Kulturrats unter dem Vorsitz von Angela Spizig bereits gewählt: Ausgezeichnet wird Sevgi Demirkaya, die Programmleiterin des Kulturbunkers Köln-Mülheim.

Die restlichen Gewinner und Gewinnerinnen des 14. Kölner Kulturpreises werden erst bei der Preisverleihung am 14. Mai im Comedia Theater Köln bekannt gegeben. In der Kategorie „Junge Initiativen“ sind die queer-feministische Initiative „And She Was Like: BÄM!“, das CircusDanceFestival und die Theodor Wonja Michael Bibliothek, die zweite Schwarze Bibliothek in Deutschland, nominiert.

Aus den Vorschlägen von Kölner Bürger und Bürgerinnen hat die Jury zehn Kandidaten für das „Kulturereignis des Jahres“ nominiert:

- African Futures
- Nimm Platz – Kultur am Neumarkt
- „verbrannt & verbannt“ – Erinnerung an die Bücherverbrennung durch die Nazis vor 90 Jahren
- c/o pop 2023
- Poetica 8
- 20. Afrika-Film-Festival
- „Die Troerinnen“ – Schauspiel Köln
- „Mein Vater war König David“ – Koproduktion von Analog, Orange Theater im Volksgarten, NS-Dokumentationszentrum Köln und studiobühne köln
- „Revisions“ – Rautenstrauch-Josef-Museum
- „Hoi Köln“ – Eröffnungsausstellung von Valerie Knoll im Kölner Kunstverein.

Ab dem 3. April können die Kölner im Online-Voting bei „Kölner Stadt-Anzeiger“ und „Kölnischer Rundschau“ für ihren jeweiligen Favoriten stimmen. Der Kölner Kulturpreis wird seit 2010 vom Kölner Kulturrat verliehen. Der Kulturrat vereinigt die Fördervereine und -institutionen des Kulturbereichs in der Stadt. Als Interessenvertretung und Sprachrohr unterstützt er interdisziplinär das kulturelle Geschehen in der Stadt durch persönliches Engagement und fachlichen Rat. (ksta)



Der Kölner Schauspielintendant Stefan Bachmann Foto: Max Grönert

Deutsche Welle kritisiert Venezuela

Die Deutsche Welle (DW) hat die nach einer regierungskritischen Reportage auferlegten Sendebeschränkungen in Venezuela scharf kritisiert. Dies sei „ein schwerwiegender Eingriff in die Freiheit der Menschen in Venezuela, sich unabhängig zu informieren“, erklärte der Intendant des deutschen Auslandssenders, Peter Limbourg. Zuvor hatte der venezolanische Präsident Nicolás Maduro die DW als „Nazi-Medium“ bezeichnet; kurz darauf war der Sender bei einem der größten Kabelnetzbetreiber des Landes nicht mehr zu empfangen. Millionen von Menschen seien unter der Herrschaft Maduros aus dem Land geflohen. Dass der Staatschef nun mit „absurden Vergleichen“ auf „faktenbasierte Kritik“ reagiere, passe ins Bild, so Limbourg. (afp)